

Die Neue Welt.



Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

No. 16.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(15. Fortsetzung.)

In der Verbindungskneipe der Burschenschaft Suevia waren eines Abends gegen sechs Uhr nur zwei der „Bundesbrüder“ anzutreffen. Die beiden waren zufälligerweise gerade die einflussreichsten Mitglieder der Verbindung — Guido von Frank mit seinem Kneipnamen Thor und der Theologe Becker, alias Schleiermacher.

Schleiermacher hatte schreibend und rechnend am Tische gesessen, als Thor eben gekommen war. Zener war Kassenwart und hatte die Aufgabe, demnächst Bericht über die gesamte Finanzlage der Burschenschaft zu erstatten.

Das war nun eine fatale Sache. Einmal weil die Buchführung, ehe der in geschäftlichen Sachen fast kleinlich genaue und gewissenhafte Theologe die Kassenverwaltung übernommen hatte, keineswegs eine geordnete zu nennen gewesen, zum andern weil die lächerlich geringfügigen Aktiven in einem gar zu unangenehmen Mißverhältnisse zu den enormen Passiven der Verbindung standen.

„Ist einfach harsträubend!“ rief er plötzlich von seinem Sitz auf, „harsträubend sag' ich dir, Thor. Dem Kneipwirt sind wir allein noch über 4000 Mark schuldig, der Photograph bekommt 900 Mark, der Stallmeister Braun für ausgeliehene Pferde, für Reitunterricht und dergleichen auf Verbindungskosten übernommen 2 bis 300 Mark, der Lohnsurwerbhaber Hellmann hat auch gar noch über 400 Mark zu bekommen, zu alledem kommen die fast nicht geringfügigeren Rechnungen bei Maskenverleihern, Kunstgärtnern, Waffenhändlern — alles in allem betragen unsere brennenden Schulden gegen 7000 Mark — anstandshalber müssen wir dem Drängen der Manichäer nachgeben und — zum mindesten — ein Drittel blechen. Aber wo hernehmen? frage ich dich, Thor — woher? Wir sind fast ausnahmslos bis über die Ohren verschuldet, keiner hat Aussicht, in nächster Zeit mehr Geld zu bekommen, als er allernotwendigst zur Ablösung seiner gefährlichsten Bären bedarf — was tun, Thor — was tun?“

Thor lächelte kaltblütig.
„Wir appelliren mit aller Seelenruhe wieder einmal an das verständnisreiche Gemüt unserer alten Herren —“

„Unmöglich, Thor — unmöglich — wir sind in diesem Semester schon einmal mit dem Klingebittel von einem zum andern gezogen und haben, trotzdem wir den mit irdischen Glücksgütern am meisten Gesegneten persönlich auf die Bude rückten, viel saure Gesichter und malitiose Redensarten und verzweifelt wenig von

Mosen und den Propheten geerntet. Es ist buchstäblich zum Verzweifeln, in solcher Lage Kassenwart zu sein —“

Es öffnete sich die Thür. Der Eintretende war der Bundesbruder Faß, der diese letzten Worte gehört hatte.

„Wie ist's zum Verzweifeln!“ brunte Faß in tiefstem Basse; „niemals sage ich dir, Mann Gottes, Kassenwart zu sein. Freilich gehört ein Finanzgenie dazu, wie ich zum Beispiel eins bin, um allen Schwierigkeiten eines solchen Postens gewachsen zu sein. Drücke dich dahin, wo du hingehörst, Schleiermacher, auf die Kanzel und überlass' mir die Kasse — mit den Manichäern will ich schon fertig werden.“

Thor lachte.

„Bravo, Faß, ein rettender Vorschlag — das laß' ich mir gefallen.“

Schleiermacher zuckte die Achseln und antwortete auf die Worte des biedern Faß garnicht.

Diesem kümmerte das wenig.

„Du raufft dir in deiner Ratlosigkeit natürlich das Haar deines Hauptes, carissime (teuerster) Schleiermacher, machst dem Herrgot somit die höchst unnötige Mühe, es wieder auf's neue zu zählen und tußt zur Vinderung unserer Couleurnot sonst weiter nichts — während ich — der bestverkaufte Bursche der Couleur — an deiner Stelle handeln würde, handeln, sage ich dir, illustrissime — verzeihe mir diese lucus-a-non-lucendo-Bezeichnung*) — große Taten verrichten, den Augiasstall unsers Schuldenwesens — ein neuer Herkules — austräumen mit einem einzigen genialen Schaufelanjagen —“

Schleiermacher war während dieser mit Donnerstimme gehaltenen Rede verzweifelt im Kneiplokal auf- und abgelaufen. Nun konnte ers nicht länger aushalten.

„Thor,“ rief er, „ich bitte dich, du hast noch einigen Einfluß auf dieses aller Vernunft spottende Ungetüm, laß' ihn in's Glas steigen für das Blech, das er soeben wieder zum besten gibt, bis er bei seiner Naturlauten, dem Grunzen angekommen ist —“

„Pfiu, Schleiermacher,“ entgegnete Thor mit kaustischem Lächeln, „wie kann ein Diener des Herrn nur so grob werden! Was hat

*) Illustrissime = Erlauchtester, Erleuchtetster; lucus-a-non-lucendo — lat. sprichwörtl. Redensart: lucus (Hain) komi von lucere (leuchten), weil es im Hain nicht leuchtet.

er dir getan? Er will dir und der Couleur in großer Not mit all' seinem Geiste und seiner Energie beispringen — —"

"Ach nun fängt er auch mit an — Thor, ich bitte dich —"

"Nein, schweig du, Schleiermacher, hier sind wir nicht auf der Kanzel, wo nur einer allein sprechen darf. Laß den Helfer in der Not reden — weniger Rat, als du, weiß er auch nicht —"

Die Resi brachte eben frisches Bier und Faß kam seinem lieben Thor aus persönlicher Hochachtung einen Ganzen auf's Spezielle, dann pflanzte er sich in würdigster Positur am Ende der Kneiptafel auf, rief Silentium! und begann:

"Ja — ich will, selbstlos wie gute Menschen nun einmal sind, nunmehr meine furtrefflichen Gedanken vor den Theologen werfen — mag er sie aufheben und in die Münze schleppen zum Heile unserer erlauchten Verbindung, er kann nichts besseres tun, es ist eitel Gold."

Er griff nach dem Glase und stärkte sich bedächtig.

Thor aber rief:

"Faß — die Einleitung ist geschenkt. Wenn ich nicht in der nächsten Minute weiß, was du eigentlich willst, verlaß ich die Kneipe und du siehst mich heute nicht wieder —"

"Nun denn — ich weiß ja, Undant ist der Welt Lohn! — hört: Wir müssen sofort, koste es was es wolle, einen großen, einen niedagewesenen, einen Generalpump anlegen — —"

"Da haben wir's!" stöhnte Schleiermacher. "Ridiculus mus*", wie ich's voraus wußte."

"Er begreift mich nicht, Thor, das ist das Ganze. Ich, Thor, ich behaupte, daß wir nur an der Zersplitterung unseres Pumpwesens so elend darniederliegen. Ein Duzend Manichäer kann den tapfersten Burschen umbringen, mit einem wird jedes Wickelkind fertig. Also wir gehen hin und pumpen auf Couleurekredit, für den wir solidarisch einstehen, 5 oder, wenn es sein muß, 10 000 Mark mit der ausdrücklichen Zusicherung, damit alle unsre übrigen Bären loszubinden — nehmen also eine Art erste Hypothek auf, zahlen anständige Zinsen dafür — unter 15 Prozent, wird das freilich weder Jud noch Christ tun, und das große Werk ist vollbracht — —"

"Der Gedanke ist gar nicht so übel," meinte Thor.

"Da hört doch aber alles auf," fur Schleiermacher empor.

"Faß auch du noch solche Illusionen — es ist kaum glaublich — einen Menschen, der dumm genug ist, uns 10 000 Mark zu pumpen, finden wir doch auf der ganzen Gotteswelt nicht! —"

"So? Kleingläubiger!" erwiderte Faß salbungsvoll. "Auf dein ehrliches Pfaffen Gesicht gibt allerdings kein Teufel einen Pfifferling — aber außerordentliche Zeiten verlangen außerordentliche Maßregeln — wir müssen Sicherheit gewären —"

"Lächerlich!"

"Sehr ernsthaft — so nämlich: eine ganze Anzahl von uns besitzt Vermögen oder hat es mit voller Bestimmtheit zu erwarten — außerdem werden die meisten von uns binnen einigen Jahren in Amt und Würden sein — —"

"Ich möchte wissen, was davon zum Beispiel bei dir zutrifft?"

"Bei mir? Wenn er die Finger nicht legt in die Nägelmaße, so glaubet er nicht. Ich habe nicht weniger als einen Onkel und drei Tanten zu beerben, und was meine dreieinige Stellung in Staat und Gesellschaft anbelangt, so werde ich über ein kleines vor euren Augen aufsteigen wie ein Meteor — —"

Thor hatte bis zuletzt ruhig zugehört. Jetzt unterbrach er den wieder zu einer großen Bierrede ausholenden Bundesbruder.

"Faß hat den einzigen Ausweg angedeutet, der wert ist beschrritten zu werden. Wir können scheitern, aber wir müssen nicht. Ich weiß einen Philister, der das Geld zu solch' einem Arrangement hätte und niemals abgeneigt ist, zu profitieren."

"Ja, wenn du, Thor, die Sache in die Hand nehmen wolltest —" begann sich nun der Theologe auf den Vorschlag einzulassen.

"Ich werde mich gern dabei engagiren und mich mit meinem Vermögen für ein- oder zehntausend Mark verbürgen."

"Wer ist aber der Pumpier — ich versichere dich — ich habe keine Ahnung, daß es für uns solche Geldquellen gibt — —"

"Ein gewisser Specht — Bauunternehmer nennt er sich und ein mit allen Wassern gewaschener Spekulant und Halsabschneider ist er — —"

Der Theologe Becker horchte bei der Nennung dieses Namens auf:

*) „Lächerliche Maus," aus dem lateinischen Sprüchwort: Parturient montes, nascetur ridiculus mus, z. D. es freisen die Berge und geboren wird eine lächerliche Maus.

"Specht! — hat er eine Tochter?"

Thor lachte:

"Und was für eine. Rent diese unschuldige Seele die angestammte Herrscherin unserer residenzstädtischen Jeunesse dorée, die Königin der Nacht — Elfriede Specht nicht einmal!"

"Er ist ein Barbar — was weiß er, welch' Gestirn in Jung-Hellas die Nacht zum sonnigen Tage macht!" deklamirte Faß dazwischen. "Ich habe dieser modernen Laiz bereits einen nur notgedrungen platonischen Kultus gewidmet, als ich in Sekunda offiziell im Herodot herumstöberte und heimlich Aristophanes verschlang."

Schleiermacher machte eine Bewegung, als ob ihn heftiger Ekel beschleiche.

"So hat also mein Vater auch in diesem Falle recht — diese Specht ist eine Verworfenne und Verlorene und unser Haßler oder vielmehr seine arme Schwester — —"

Er unterbrach sich. Diesmal interessirte sich Thor, wie es schien, für das, was soeben gesagt worden war.

"Dein Vater — — mein Leibfuchs — seine Schwester —, was haben die mit der Königin Elfriede zu tun?"

"Ich will es dir sagen, Thor, ich wußte onehin nicht recht, was eigentlich in der sonderbaren Angelegenheit am besten zu tun wäre, aber nur dir allein —"

"Wir sind Bundesbrüder, Schleiermacher! Was du mir sagen willst, kanst du unserem urbraven Faß gewiß ebensogut anvertrauen."

Faß erhob sich.

"Laß ihn nur — ich gehe allen Heimlichkeiten, wenn sich's irgend tun läßt, meilenweit aus dem Wege," sagte er sehr ruhig. "Judem hat der Mohr heut seine Schuldigkeit getan — und ihm hab' ich gezeigt, daß da der Weizen meines Geistes noch blüht, wo bei ihm auch nicht 'mal 'ne Spur von Mos noch zu haben ist. Gehab' dich wol, Mann Gottes — ich spiel 'ne Partie Karambolage — —"

Er trank in einem einzigen Riesenzuge sein fast noch halbvolleres Glas aus und ging würdevoll, wie etwa ein römischer Feldherr im Triumphzuge, von dannen.

Der Theologe Becker erzählte.

Sein Vater, das heißt sein Pflegevater, war der Konsistorialrat Kölle. — Er war eine Waise, Kind ärmster Leute, das im Alter von zwei Jahren von einer reichen, kinderlosen, damals schon älteren Dame an Kindesstatt angenommen worden war. Diese Dame hatte als wolkenfervirte Fünfziglerin vor etwa zwölf Jahren den gänzlich vermögenslosen, aber dafür mehr als zwanzig Jahre jüngeren Diakonus und Nachmittagsprediger Kölle geheiratet. Der arme Nachmittagsprediger hatte trotz seiner bedeutenden und vielseitigen Gaben wenig Aussicht gehabt, rasch empor zu klimmen auf der steilen Leiter der protestantischen Hierarchie. Der reiche, mit mehreren angesehenen und einflussreichen Patrizierfamilien verwandt gewordene Diakonus stieg rasch und leicht in Ansehen, Gunst, Einfluß und Stellung. Fast im Handumdrehen war er Subsenior, bald darauf Senior, dann erhielt er den Titel Konsistorialrat und den Vertrauensposten als Schulinspektor und Oberschulinspektor, und über kurz oder lang wurde er sicherlich in's Ministerium berufen und dann könnte er's bis zum Ministerialdirektor und Wirklichen Geheimrat bringen, ehe er noch gar zu alt und grau geworden war.

Dieser uns wolbekante Pflegevater also hatte in den allerletzten Tagen seinen Pflegesohn und Racheiferer gefragt, ob er einen Studenten Haßler kenne. Auf die bejahende Antwort hin teilte der Konsistorialrat seinem lieben Sohne, wie er den jungen Theologen stets nante, mit, daß er von der Schulvorsteherin Krause auf ein junges, hoffnungsvolles Mädchen aufmerksam gemacht worden sei, die Lehrerin in dem Institute der Frau Krause und mit einem Herrn Stein verlobt sei. Die Schulvorsteherin sei um das Wolergehen des Mädchens warhaft besorgt, da sie sie warhaft mütterlich liebe, und habe Ursache anzunehmen, daß sie mit ihrem Verlobten niemals glücklich werden könne.

Bei dieser Stelle der Erzählung unterbrach Thor ungeduldig den Theologen.

"Alte Weiber und Pfaffen mischen sich in alles in der Welt. Nimm's nicht übel, Schleiermacher, du wirst hoffentlich ein Mustertheologe."

Schleiermacher war purpurrot geworden vor Erregung.

"Mein Vater ist ein Musterteologe und überhaupt ein Mustermensch, Thor, er ist kein Pfaffe — in des Wortes unedler Bedeutung; du hast in diesem Momente den Menschen, den ich am meisten verehere auf der Welt, schwer beleidigt."

„So revocire ich und deprecire meinewegen, oder vielmehr deineiwegen, auch. Ich wollte nicht beleidigen. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß alle diejenigen, welche sich berufen glauben, andern Menschenkindern Vormund und Vorsehung zu spielen, damit hundertmal mehr Unheil anrichten als Segen stiften. Laßt die Menschen Menschen sein und sehe jeder nur, wie er es treibe — das ist die beste Regel für das Verhalten der Menschen untereinander.“

„Würdest du auch so reden, wenn du Ursache hättest, anzunehmen, daß der Verlobte der Schwester eines Freundes und Bundesbruders ein Schurke ist?“

„Nun höre, Schleiermacher — ich liebe es nicht, viel in allgemeinen Sentenzen zu reden, ich halte mich viel lieber an konkrete Fälle: wenn ich wüßte, daß der Verlobte des Fräulein Friederike Häfler ein Schurke ist, dann würde ich — Guido Frank — alle Mittel in Bewegung setzen, dieses Mädchen, grade dieses Mädchen vor dem Unglück an der Seite eines unwürdigen Menschen zu bewahren. Und nun wirst du mir kurz und klar und auf dein Wort als Bursche und Sueve, Schleiermacher, erzählen, was du von dem in Rede stehenden konkreten Falle weißt, positiv weißt.“

„Ich kann nur auf das allergenaueste — dem Sinn nach — wiederholen, was mir mein Vater mitzuteilen für gut befunden hat, und ich nehme davon mit höchster Zuversicht jede Silbe auf mein Ehrenwort. Mein Vater sagt: es stehe fest, daß Herr Stein,

der Verlobte des Fräulein Häfler, in dem Specht'schen Hause verkehre, ferner, daß Herr Stein vor kurzem erst einen Nachmittag hier in der Stadt verlebt und seine Braut nicht aufgesucht, wol aber eine ganze Stunde allein mit Fräulein Friede Specht in deren Wohnung zusammengewesen sei. Das ist also positiv und unumstößlich war, Thor, und mein Vater fügte hinzu, aller Voraussicht nach würden sich diese Besuche wiederholen — Was meinst du dazu, Thor?“

Frank war mit überschlagenen Armen auf und niedergesunken. Nun blieb er vor Becker stehen und schaute ihm scharf in die Augen.

„Ich übernehme die Unterhandlungen in Sachen unserer Koulouranleihe und werde den bezüglichlichen Antrag vor der Couleur vertreten. Gleichzeitig werde ich die Beziehungen des Herrn Stein zu dem Hause Specht untersuchen und der jungen Dame, die ich aufs höchste zu achten alle Ursache habe, eventuell Satisfaction verschaffen. Der Herr Stein mag sich in acht nehmen. Du, Schleiermacher, schweigst und insbesondere sprichst du keine Silbe zu meinem Leibfuchs davon, verstanden?“

Der Theologe Becker füllte sein bedrücktes Gemüt mächtig erleichtert. Auf der Kniee hielt er es nun aber nicht länger aus. Er mußte seinem Pflegevater Bericht erstatten über die ihm sehr interessant scheinende Wendung, welche die Dinge nehmen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Glasgow und der schottische Sabbat.

Sechster Reisebrief aus Schottland von L. Fierek.

Die Fahrt von Oban durch den Crinan-Kanal nach Glasgow. — Hafenleben und Industrie des Clyde. — Die Dampferlinien Schottlands. Bedeutung Glasgows. — Licht- und Schattenseiten des glasgower Lebens. — Der Schnapskonsum. Statistische Belege für denselben. — Ein Abend im Royal Princess-Theater. — Die Entstehung der Sabbatfeier. — Zur Anglisierung Schottlands. — Abfahrt von Leith und Schluß.

Von Oban nach Glasgow wird man unter allen Umständen am besten zu Schiff reisen. Die Clyde-Dampfer sind wirklich prachtwoll eingerichtet und werden an luxuriöser Ausstattung vielleicht nur von den Hudson-Dampfern übertroffen, die in der alten Welt überhaupt nicht ihresgleichen haben dürften. Freilich sind einige Stationen zu nehmen, bis man in Ardrishaig erst den Clyde-Dampfer gewonnen hat. Die Reise wird dadurch beschleunigt, aber auch umständlicher gemacht, daß der Crinan-Kanal zu passieren ist, ein Durchsich durch die sechzig Meilen lange Landzunge von Cantire, durch welchen nur kleine Schiffe fahren können. Man benutzt also drei Schiffe auf dieser Reise: den Salondampfer von Oban bis Crinan, dann das Kanalbot und während der Hauptstrecke Nachmittags und Abends den Clyde-Dampfer.

Die Fahrt bietet sehr viel des Interessanten. Zunächst die Küste von Mull auf der einen und die romantische Umgebung von Oban, Berge, Wälder und alte Schlösser auf der andern Seite. Entschieden originell ist die Tour durch den Crinan-Kanal. Derselbe ist nur neun englische Meilen lang, hat aber in seiner mittleren Strecke, wo er die Wasserscheide passiert, nicht weniger wie neun Schleusen zu überwinden. Die Reisenden verlassen daher meist bei der ersten Schleuse das Schiff und wandern in großer Prozession auf dem Landwege einher, um erst bei der letzten Schleuse das Fahrzeug wiederzunehmen. Man sieht, der alte tief sinnige Vers:

Ein Bergnügen eigener Art
Ist doch eine Wasserfahrt —

erhält in Schottland durch derartige Intermezzo's wieder eine neue nie geahnte Bedeutung. Die Landschaft ist hübsch und verfließen so die zwei Stunden Dampfschiffs-Promenaden-Fahrt durch den Crinan unerwartet schnell. — In Ardrishaig muß man von der Stelle, wo das Kanalbot hält, ziemlich wieder eine Viertelstunde laufen, bis man endlich bei dem Bestimmungsschiffe anlangt. Hier wird man aber für alle Beschwerden entschädigt. Das Verdeck ist so geräumig, daß die größte Passagierzahl Platz findet und die herrliche Szenerie, die uns namentlich bei der Insel Bute erwartet, ganz con amore genossen werden kann. Regnet es aber, so sind die Fenster in dem großen Kajütenalon so groß, die Einrichtungen in diesem so bequem und auch die gebotene Verpflegung so anerkennenswert, daß man noch immer nicht be-

reuen wird, die Wasserroute gewählt zu haben. So findet man Zeitungen, Bücher und mehrere Schreibische zur Benutzung des Publikums. Eine Post ist an Bord, ebenso eine Barbierstube und, um nichts vermiffen zu lassen, auch eine Badeanstalt, in welcher man sich nach Belieben in Süß- oder Salzwasser rekreiren kann. Für „bescheidene Ansprüche“ ist also jedenfalls vollkommen Sorge getragen. Erwänt sei noch, daß man während der ganzen ersten Hälfte der Reise sich in der Grafschaft Argyll befindet, die sich noch ein ganz Stück nördlich von Oban ausstreckt. Diese Grafschaft umfaßt nicht weniger wie 2 083 126 Acres, d. i. ein Neuntel von ganz Schottland. Zum sehr großen Teile bildet sie die Domänen des immens reichen Herzogs von Argyll, was wiederum folgende Fakta hinlänglich erläutert, daß nämlich 1) nur 118 000 Acres, d. h. noch nicht einmal 6% des Areal's, in Kultur stehen, und ferner 2) sich nur etliche 70 000 Bewohner in diesem riesigen Terrain angesiedelt haben, oder etwa 2 1/4%, statt 11% der Gesamtbevölkerung. Eine sprechende Folge schottischer Latifundienwirtschaft! In der Grafschaft Bute sind dann die Verhältnisse schon viel normaler. Von 144 000 Acres sind über 25 000 urbar und gegen 20 000 Bewohner vorhanden. Die Insel Bute, welche den Hauptbestandteil der Grafschaft bildet, ist nämlich sozusagen von Glasgow aus kolonisiert, täglich fahren eine ganze Anzahl Schiffe hin und her, und die Hauptstadt von Bute, Rothesay, ist ein durch hübsche Lage und Bauart ausgezeichnetes Seebad.

Wir sind jetzt in dem Firth of Clyde angelangt. Nur noch eine kurze Strecke und die Erinnerung an die Hochlands-Romantik verblaßt mehr und mehr gegenüber der großindustriellen rauhen Wirklichkeit des Clyde. Das ganze Clyde-Gebiet ist ein großes Kohlenbecken auf dem die bedeutende Industrie von Glasgow, Greenock und der übrigen Industrieplätze der Grafschaften Lanark und Renfrew mächtig emporgeblüht ist. Die Clyde-Mündung und der untere Lauf des Clyde zwischen Greenock und Glasgow weisen eine entschieden hübsche Szenerie auf, aber leider behält nur zu oft der londoner „Punch“ recht, welcher von den vielgepriesenen Schönheiten des Firth of Clyde folgende Illustration brachte: einen großen Nebel, grau in grau, in welchem nur die schwarzen Rauchsäulen und Lichtsignale der kurzfristigen Dampfer zu unterscheiden sind. Ist nämlich die Luft feucht und neblig, was in Schottland ja eigentlich die Regel bildet, so vermag der tagtäglich durch die dortigen Fabriken massenhaft produzierte Kohlendampf nicht zu entweichen und ballt sich in dicken Wolken über dem Wasser zusammen. Wehe dem Unglücklichen, der nach einer verregneten Hochlandsreise bei richtigem britischen Nebel in den Clyde einfährt, er wird unzweifelhaft dem Schicksale fluchen, das

ihn in diesen Himmelsstrich verschlagen! Mit uns machte der Himmel es gnädig. Wir durften in wunderbarer Abendstimmung den Clyde kernen lernen, ein Anblick, der in sehr vielen Beziehungen an die Themse erinnert.

Das Hafenleben im Clyde wird in der That nur in den Dimensionen von dem nautischen Treiben der untern Themse über-

troffen. Wir haben hier eine Reihe industrieller Etablissements, bedeutenden Schiffsverkehr, ganz besonders aber zallose Schiffsverkerter, die während der zweistündigen Fahrt im Clyde die bunteste Mannigfaltigkeit bieten. Es sind Hunderttausende, welche hier namentlich im Kolenberg-, im Schiffs- und Schiffsmaschinenbau Verwendung finden. Die Bedeutung der Kolenindustrie, die



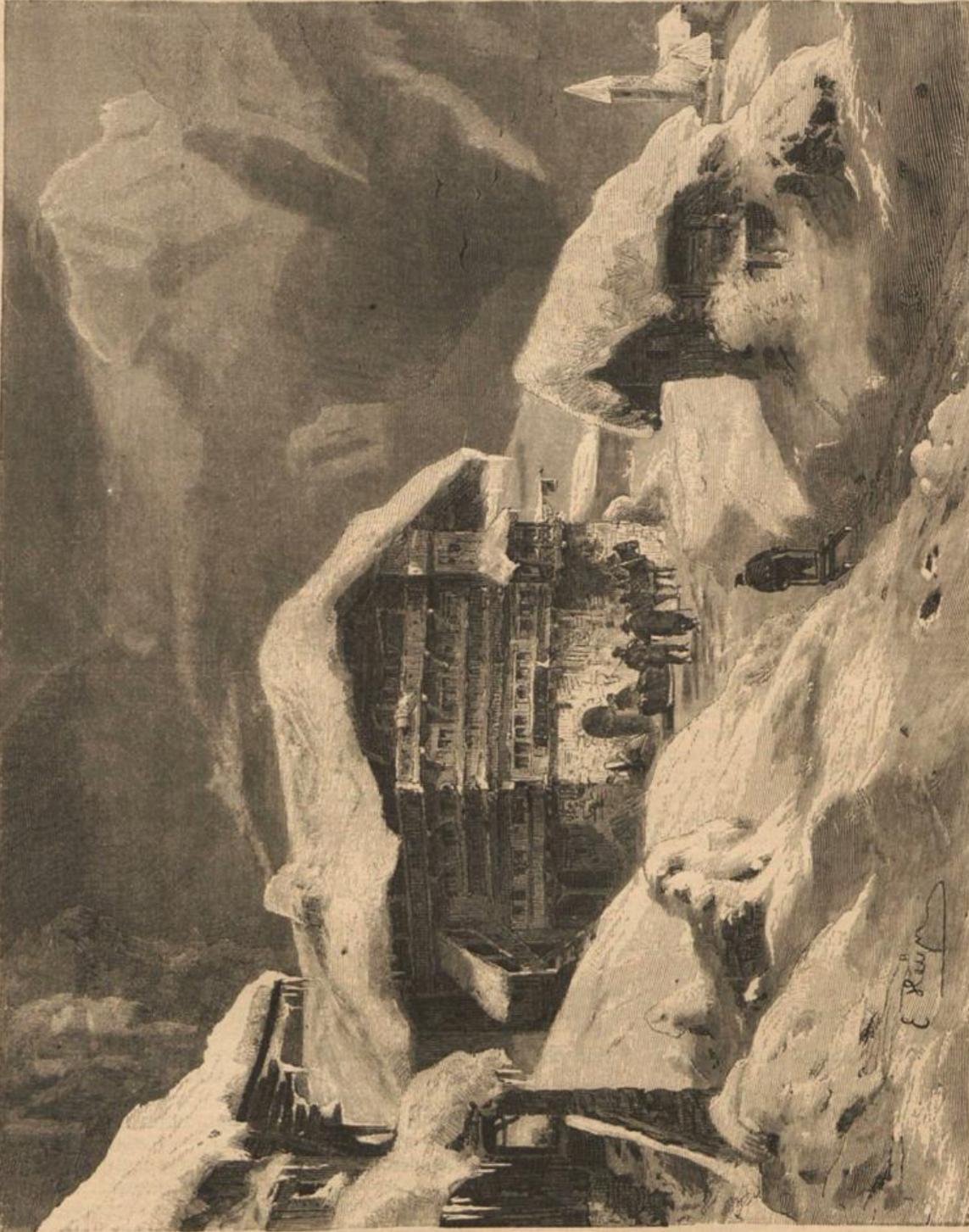
Harpie oder Habichtsadler. (Seite 204.)

in erster Linie am Clyde ihren Sitz hat, berührten wir schon früher, ich nehme daher hier nur Bezug auf den Schiffs- und Maschinenbau. Im Jahre 1871 wurden nicht weniger wie 200 Schiffe, meist von Eisen, mit einem Tonnengehalte von 196 000 und einem Werte von über 4 Millionen Pf. St. im Clyde fertig gestellt. Diese Leistung hat sich seitdem von Jahr zu Jahr gesteigert, namentlich auch durch den eigenen Bedarf der glasgower Seeschiffart. Diese ist entschieden ein hervorragendes Zeugnis schottischen Fleißes und schottischer Energie, denn noch vor fünfzig Jahren war der Clyde so flach, daß einigermassen stark beladene Schiffe bei Greenock nicht vorbeikonten. Jetzt ist der Clyde so weit ausgebaggert und regulirt, daß die größten Dampfschiffe, wie die großen Ozean-Steamer der Anchor-Linie nach New-York, beim Broomielaw, den Hafen Glasgows, anlaufen können. Sehr

bedeutend ist der von dort ausgehende Dampfschiffverkehrsverkehr. So fand ich in einer einzigen Nummer des „Glasgow Herald“, die mir in die Hände fiel, nicht weniger wie ein volles Viertel-hundert Annoncen von großen überseeischen Dampfschiffstouren, die direkt vom Clyde ausgehen und alle Teile der Welt, Ostsee, Mittelmeer, Ost- und West-Indien, Amerika, Neu-Seeland und selbst die Fidji-Inseln berühren. Wenn man bedenkt, daß London und Liverpool eigentlich den maritimen Verkehr Großbritanniens monopolisiren, so wird man dem schottischen Unternehmungsgeiste Anerkennung zollen müssen. Gar nicht in Betracht gezogen sind bei den erwarteten fünf und zwanzig Dampferlinien alle Touren, die nur mit irgend einem Hafen von Großbritannien und Irland kommunizieren. Es dürfen natürlich auch die von Leith oder Granton ausgehenden Dampferlinien — von dem ausschließli-

lokalen Verkehr Dundee's oder Aberdeens gar nicht zu reden — nicht übersehen werden, wenn man die Bedeutung des schottischen Seeverkehrs richtig würdigen will. Einiges haben wir bei dem Besuche im Firth of Forth schon kennen gelernt, es erübrigt auf den neuerdings entstandenen regelmäßigen Verkehr mit Island, die Dampferlinie nach Skandinavien, Deutschland und Rußland, endlich — last not least — die in der Entwicklung begriffenen direkten amerikanischen Linien zu verweisen. Bisher kursirten

im Durchschnitt monatlich drei Dampfer zwischen New-York und Leith, die zu der Passage um die Nordspitze Schottlands nach drüben sechzehn Tage brauchten. Zwei neue große Steamer sollen in zwölf Tagen die Strecke zurücklegen und damit in die Konkurrenz der andern Plätze eintreten. Schon jetzt gingen von 140 000 Personen, die in einem Jahre von den britischen Inseln auswanderten, gegen 13 000 über schottische Häfen, d. h. viel mehr als überhaupt aus Schottland auswanderten. Wenn man vor



Alpenwirthshaus im Schnee. (Seite 204.)

Augen hat, daß James Watt ein geborener Glasgower war, der 1763 die verbesserte Dampfmaschine konstruirte, daß die ersten Dampfschiffe der Welt auf dem Clyde kursirten und daß nicht weniger wie 5½ Millionen Pfd. St. für die Schiffbarmachung des Clyde verwandt wurden, wird man über dieses Resultat nicht erstaunt sein dürfen.

Glasgow ist jetzt seiner Bevölkerung nach die zweite Stadt des vereinigten Königreichs (Mitte 1879: 578 156 Einwohner)

und rivalisirt bedeutend sowohl mit Liverpool in Bezug auf Seeverkehr und Schiffsbau, wie mit Manchester, was die Textil-Industrie anlangt. Beide Städte sind schon durch die Bevölkerungsziffer um einiges überholt. Hinzukommt, daß Glasgow, wie Schottland überhaupt, gute Schulen besitzt und eine blühende Universität, Faktoren, welche eine Gewähr bieten für die Nachhaltigkeit des gewonnenen Aufschwungs. Freilich, wo viel Licht, da ist auch viel Schatten. Keine schottische Stadt und nur wenige

englische Städte vermögen solche Wasserarmut aufzuweisen, als sie hier vorhanden ist und sich noch dazu in der denkbar schrecklichsten Gestalt dem Besucher präsentiert. Nur wenige Straßen im Westend und an den Seiten des wunderschön, inmitten eines großen Parks auf einem dominirenden Hügel belegenen neuen Universitätsgebäude deuten auf den Wohlstand ihrer Bewohner hin, sonst macht Glasgow den Eindruck einer düstern Proletariatsstadt mit kolengeschwärtzten Häusern, welche naturgemäß auf Dunt- und Lebensweise ihrer Inassen ungünstig einwirken muß. Wie richtig dieser Eindruck war, zeigte mir leider ein Rundgang, den ich eines Sonnabends Abends durch das eigentliche Arbeiterquartier unternahm.

Nach der in Großbritannien herrschenden Sitte, die sich auch jenseits des Ozeans immer mehr einbürgert, wird in den Fabriken Sonnabends Nachmittags nicht gearbeitet, sondern meist schon um 2 Uhr der Wochenlohn ausgezahlt. Es ist nun eine traurige Wahrheit, daß die glasgower Arbeiter vielfach in Befolgung einer schottischen Nationalsitte, die „Sabbatfeier“ in der Weise begehen, daß sie in schottischem Whiskey Vergessenheit suchen für die Freudlosigkeit ihres Daseins und die Mißstimmung, in welche naturgemäß der ewig graue Himmel, die schwarze Kolenatmosphäre und die beständigen feuchten Niederschläge sie versetzen müssen.

Es sei mir zunächst gestattet, darauf hinzuweisen, daß in keinem Lande der Welt ein größerer Schnapskonsum stattfindet wie in Schottland. Dieses Faktum will ich durch einige wenige, aber dafür desto sprechendere Zahlen illustrieren.

Die Accise für geistige Getränke ergab in dem Fiskaljahre 1876/77

In Großbritannien überhaupt 15 359 231 Pfd. Sterling,
Davon in Schottland allein 4 596 804 Pfd. Sterling.
d. h. während die Schotten ca. 11% der Gesamtbevölkerung (einschließlich Irland) ausmachen, brachten sie 30% der Ausgaben für Schnaps ein, pro Kopf etwa 1 1/4 Pfd. Sterling! Vergleicht man diese Zahlen mit dem, was andere viele Spirituosen konsumierende Völker für diesen Genuß an den Staat zahlen müssen, so finden wir, daß in Deutschland auf ca. 45 Millionen Einwohner nur gegen 55 Millionen Mark Einnahmen für das Reich (in 1878/79) resultirten d. i. etwa 120 Pfennige auf den Kopf; in Preußen bei einer dem preussischen Staatsbudget noch außerdem zufließenden Brantweinsteuer von ca. 7 Millionen Mark in demselben Jahre, 145 Pfennige; in Schweden bei etwa 4 1/2 mill. Einwohnern 15 Millionen Kronen d. h. etwa 4 Mark pro Kopf; in Rußland endlich bei 75 Millionen Einwohnern 225 Millionen Rubel, mithin 3 Rubel für den Kopf oder etwa 1/3 Pfd. Sterl. (7 Mark)! Schottland stellt also mit seinen mehr als 25 Mark auf den Kopf alle schnapsstrinkenden Länder in den Schatten. Man wende mir nicht ein, daß die Höhe der Getränkesteuer in Großbritannien die riesige Differenz erkläre. Die enorme Ziffer kommt daher, daß der Schotte dreimal mehr konsumirt als durchschnittlich auf einen Bewohner des vereinigten Königreichs entfällt und selbstverständlich muß der Mehrverbrauch in Spirituosen, der also allein an Steuer pro Kopf ca. 17 Mark oder für die Familie von 5 Köpfen 85 Mark für das Jahr ausmacht, wie wir oben gesehen haben, sich in einer großen Unterbilanz der Sparkasseneinlagen widerspiegeln.

Die Richtigkeit meiner Behauptung bestätigen auch folgende weitere Ziffern, die ich dem oben citirten Farbuhe von Minoprio entlehne:

Im Jahre 1876/77 blieben „für heimischen Verbrauch“ im vereinigten Königreiche an

Spiritus 29 801 991 Gallonen.

Davon in Schottland allein 7 005 803 „

Eine weitere interessante Ziffer liefert der Malzverbrauch, der pro 1875/76 angegeben ist. Danach wurde

Im vereinigten Königreich

Malz bereitet 67 467 097 Bush.

davon in Brauereien 60 820 111 „

davon in Brennereien 6 881 891 „

In Schottland

Malz bereitet 7 755 261 Bush.

davon in Brauereien 2 291 034 „

davon in Brennereien 4 790 865 „

Nach hier also sehen wir, wie neben der kolossalen Quote von Spiritus pro Kopf auch der Malzkonsum in einem exorbitanten Verhältnis auf die Brennereien, statt wie anderwärts

naturgemäß auf die Brauereien entfällt. Endlich bleibt zu berücksichtigen, daß von der enormen Menge geistiger Getränke, die alljährlich in Großbritannien fertig importirt werden, nach dem Ergebnisse der Getränkesteuer ein riesiges Quantum nach Schottland wandern muß. Es wurden eingeführt in einem Jahre an

Rum 6 599 751 Gallonen.

Brantwein 3 528 574 „

andere Spirituosen 2 083 638 „

12 211 963 „

wovon nach der angegebenen Steuerziffer noch 3 2/3 mill. Gallonen importirten Brantweins oder 9 Liter auf jeden Schotten, gleichviel welchen Alters und Geschlechts, entfallen.

Wenn die Statistik Zahlen aufweist, die nur das bestätigen, was jeder Beobachter auf induktivem Wege konstatiren kann, wird sie gewiß die Wahrheit lehren. Diese ist traurig genug, ein bei Männern und Frauen allgemein verbreiteter Hang zum Brantwein, der an Intensität, wie gesagt, in der ganzen Welt seines Gleichen nicht hat. Ich habe eine ziemliche Anzahl und darunter die größten und bevölkersten Städte von Europa und Amerika gesehen und habe diese besonders in bezug auf ihre sozialen Probleme zu studiren gesucht. Demgemäß habe ich die Stätten der Armut, des Lasters und des Verbrechens in manchen Varianten gesehen, niemals aber solche Orgien des Schnapses wie in Glasgow. So ging ich in ein Volkstheater von Glasgow, das „Royal Prince's Theater“ in der Hauptstraße der Südseite, wo eine londoner Truppe das befante Senationsstück „Die Straßen von London“ aufführte. Noch nie habe ich ein Theaterpublikum kennen gelernt, das nur entfernt ein ähnliches nervenererschütterndes und geradezu ohrenzerreißendes Geräusch von sich gegeben hätte, als die Zuschauer an jenem Abende. Ich glaubte erst, es handele sich um eine Demonstration gegen den Theaterunternehmer oder einzelne Schauspieler, wurde aber von verschiedenen Seiten des Gegentheils versichert. Das Publikum vollführte diesen infernaln Spektakel lediglich als Wirkung des Schnapsdeliriums, in dem sich ein nicht unbeträchtlicher Bruchteil der Anwesenden ganz offenbar zu befinden schien. Das Merkwürdigste war für mich das, daß die nicht-delirirende Mehrheit und die am Orte anwesende Polizei nicht im geringsten Anlaß nahmen, gegen die Ruhestörer einzuschreiten, die nicht einmal beim Aufgehen des Vorhangs ruhig wurden, sondern die ersten Szenen jeden Aktes durch Schreien, Zohlen und Pfeifen absolut unverstündlich machten.

Wären diese Szenen in einem sonst anständigen Theaterlokal möglich, so möge der geneigte Leser sich erst vorstellen, wie es an einem Sonnabend Abend draußen auf den Straßen zugeht, auf denen bis Mitternacht die Menge in dichten Haufen auf und ab taumelte. Es war ein Anblick, wie er dem Menschenfreunde das Herz bluten macht und bei dem man sich mit Entsetzen fragt, wie es nur möglich ist, daß ein Laster in dieser Weise hat endemisch werden können. Ich sehe nun keinen anderen Zusammenhang als den mit dem Puritanismus, und erblicke in diesen Schnapsorgien des Sonnabends die Früchte des Systems, das in menschenfeindlicher und kulturschädlicher Weise alle erlaubten Freuden und vernünftigen Genüsse am Sontage verdammt. Man stelle sich nur vor, daß in Schottland nicht nur Sonntags jedes Wirtshaus geschlossen ist, sondern auch aller und jeder Verkehr stökt, die Eisenbahnen und Pferdebahnen aufhören und es streng verpönt ist, im eigenen Hause zu musizieren oder selbst nur eine Gesellschaft zu empfangen. Auf diese Weise ist es für das Volk unmöglich gemacht, nach der langen Fast, die es während der ganzen Woche in den rauchigen und heißen Fabriklokalen zu erdulden hat, Sonntags sich im Freien zu erholen, denn kein Eisenbahnzug oder Pferdebahnwagen würde die Müden wieder zurückführen, ja es würde selbst kein Gastwirt wagen dürfen, die Spaziergänger zu erquicken. Daß von Theater oder Commerc keine Rede ist, ist nach dem Gesagten wol selbstverständlich und so ist denn das Volk systematisch dazu hingeführt, die Trostlosigkeit dieser sogenannten Sabbatfeier durch einen Schnapsrausch zu ertöten.

Hochinteressant ist, was Lothar Bucher in seinem klassischen Werke über den Parlamentarismus über diesen Gegenstand mittheilt. Er sagt (1. Auflage, S. 116, Anm.): „Als König Jakob einmal durch Lancashire reiste, wurde ihm angezeigt, daß die Grafschaft von Quäkern und andern präcisen Volke verpestet sei, das sich Sontags der Arbeit und der Bergnügungen enthalte. Nach seiner Rückkehr erließ er ein Edikt, das die strenge Sontagsfeier als gefährlich bezeichnete für Staat, Religion, Ge-

gesellschaft und Heerwesen. Für den Staat, weil die Menschen den Sonntag über grübeln und auf unzufriedene Gedanken kommen würden; für die Religion, weil die Menschen kein Gefallen finden können an einer Religion, die ihnen solche Langweiligkeit auflegt; für die Gesellschaft, weil Müßiggang zum Trunk führe; für das Heerwesen, weil die Race sich schnell verschlechtern würde, wenn sie nicht einmal die Woche tanze, frohschöpfe, Mohrentänze aufführe u. s. w. Geistliche und weltliche Obrigkeiten wurden angewiesen, die Uebelgesinten zu verwarnen und, wenn das nicht half, aus dem Lande zu treiben. Diese Verordnung, wegen des darin enthaltenen Katalogs von Spielen das Boof of Sports genant, wurde von Karl I. erneuert, auf Befehl des langen Parlaments aber von Hentershand verbrant. Die heutige Sonntagsfeier in England, angeblich eine Hauptsäule von Tron und Altar, ist ein Vermächtnis der Republik."

In der That ein trauriges Vermächtnis, das die Mucker jenseits des Ozeans angetreten und in vielen Gegenden bis zum extremsten Gesez erhoben haben. Möchten diese Notizen dazu beitragen, daß man diese eminente Gefahr für die Freiheit und das Wol des Volks allerorten nach Gebühr zu würdigen und ihr mit den geeigneten Mitteln entgegen zu treten wisse. Ich habe die ganze Gefahr des puritanischen Sonntags erst in Schottland kennen gelernt, da dorten der Ausgleich fehlt, den z. B. die Weltstädtischen Verhältnisse in London mit sich bringen und auch die Traditionen von John Knox dort natürlich am lebendigsten sind.

Meine Reisebrise sind schon ein wenig über den beabsichtigten Umfang hinausgegangen. Ich will daher den Leser nicht mehr einladen, eine Runde durch die Industrie- und Kohlenbezirke von Lanark mitzumachen, bei welcher das Etablissement New-Lanark — das erste Versuchsfeld von Robert Owen, ehe er seine kommunistische Kolonie New-Harmony im Staate Indiana begründete — vielleicht vielfach interessiren würde. Auf das öffentliche Leben Schottlands bin ich absichtlich nicht eingegangen, da mir besonders charakteristische, von dem englischen unterscheidende Merkmale wenig

aufgefallen sind. Die Parteien in Schottland sind einfach die Anhängsel der bekanten englischen Kligen, ja das Gefühl der einstigen nationalen Selbständigkeit scheint erloschen und ist auch durch das irische Beispiel zu neuem Leben nicht galvanisirt worden. Weder die Presse noch das Theater — in dem meist londoner Truppen und einzelne Gäste auftraten — schien mir irgendwie wesentlich von dem englischen Vorbilde verschieden. Dieselbe Uebereinstimmung findet sich auch in der Monotonie der Küche, die nur in wenigen Erzeugnissen der Bäckerei und einer Gemüsesuppe, „hotch-potch“ benamset, schottische Nationalgerichte aufweist. Daß die Nationaltracht im Verschwinden, wurde schon erwähnt und die Beliebtheit des sogenannten Dudelsacks (schottisch bag pipe) ist auch kein besonders greifbares Charakteristikum. Die alte gälische Sprache, die sich im Hochland hier und da noch, namentlich in den Namen- und Ortsbezeichnungen erhalten hat, ist eine Antiquität, die nur für den Philologen ein ernsteres Interesse hat. Nicht nur diesen wird es dagegen befremden, von Schottland eine Eigentümlichkeit kennen zu lernen, nämlich Schuletablishments auf Aktien. Diese Ergebnisse schottischer Industrie hatte ich sowol in Edinburg wie in Glasgow mehrfach wahrzunehmen die Gelegenheit.

Der Schnellzug führte uns von Glasgow in kaum 1½ Stunden nach unserm Ausgangspunkte Edinburg zurück. Mein nächstes Reiseziel war Kopenhagen, wohin ich von Leith mit dem Schiffe ging, das von dort wöchentlich einmal den direkten Verkehr vermittelt. So kam ich noch einmal nach Leith, dem Wallkreise des Ministerpräsidenten und der Heimat der Familie Gladstone, die dort, wahrscheinlich um einem allgemein empfundenen Bedürfnisse abzuhehlen, eine Kirche gestiftet hat. Dr. Johnson, der bekante Schriftsteller, hat den Namen Leith damit erklärt, daß die Leute, die hier sich einschiffen, gewissermaßen Lethetrinken und das schöne Schottland vergessen. Daß es mir nicht so ergangen, beweisen wol am besten die vorstehenden Reisebrise.

Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie.

Von Manfred Wittich.

(Schluß.)

Oft wird ein befreundeter Wächter redend eingeführt, der die Liebenden zum Scheiden mahnt, und so erhalten viele dieser prächtigen Lieber noch eine größere dramatische Lebendigkeit.

War der Verehrer der Künste mächtig, so dichtete er seiner Dame Lieder und setzte sie in Musik, die er ihr dann vorsang oder durch einen geschulten sangeskundigen Boten vortragen ließ. Auch wurden geschriebene Dichtungen den Damen zugesant, die dann Büchlein heißen. Selbstverständlich spielen auch die Liebesbrise ihre bekante Rolle, wofür wir geschichtlich echte Belege haben in einigen schätzbaren Exemplaren dieser Gattung von Schriftsteller, der wol heutzutage mit wenigen Ausnahmen alle Welt einmal obliegt.

Zu den „Hochzeiten“, d. h. den höfischen Festen, gehörte vor allen Dingen das Turnier, welches entweder ein Lanzenbrechen zwischen zwei Rittern zu Pferd, oder ein Massenreiten war. Auch Fußkämpfe mit den verschiedensten kämpfenden Waffenarten fanden statt. Diese Turniere waren zugleich ein Ersatz unserer modernen Manoeuvren, aber vor allem auch eine Hauptaugenweide für die Frauen, welche mit ihren Gemahlen, Vätern oder Brüdern in Menge herbeiströmten und dem Feste erst den rechten Glanz gaben. Da galt es, sich im vollsten Glanze stralender Schönheiten zu zeigen, die kostbarsten Kleiderstoffe wurden gewält und edles Geschmeide nicht gespart, und alle Künste der Toilette entfaltet; stand doch auch zu hoffen, hier Verbindungen fürs Leben zu schließen, nicht bloß Lustbarkeit für die Dauer der Tage des Festes zu genießen. Sie kommen um zu schauen und sich sehen zu lassen, wie schon der römische Dichter Ovid singt von den Damen Altoms, die ins Theater gingen, was Goethe später frei überlegte „sie spielen one Sage mit“.

Bei Verteilung der Turnierpreise, Aventure genant, spielte die edle Frau auch eine große Rolle; aus Frauenhand den Preis zu erhalten war besonders Gegenstand eifrigsten Strebens. Neben einem Kranz kommt oft ein Falke, eine Turkeltaube, ein Sperber, ein Habicht, ein Brake oder ein Windspiel, ja einmal wird als

„Best“ ein Bär ausgeschrieben, den eine Dame geschickt hatte. Das Erwünschteste aber war der Herrin holdselig Grüßen oder gar ein Halsen und Küssen, wie es Dietrichs und die hunnischen Helden von Krimhild erwerben am Hof zu Worms. Im Titul stehen sogar nebst dem Kranze die Küsse von achtzig Mädchen als Belohnung aus! Der Wert des Gegenstandes kam nicht in betracht; ein Turniersieger konnte sicher sein, von seinem Lehnsheerrn berücksichtigt, von den Damen begrüßt und gepriesen zu werden, und hatte gegründete Aussicht — unter den reichen Erbinnen eine Frau zu finden; oft stand ja sogar eine solche selbst zum Preise aus! Das Jagen nach Vermögen bei der Heirat galt allerdings nicht für sonderlich ehrenvoll. Engelhard Dietrich, ein geschichtlicher Notatenjamler des 15. Jahrhunderts, bemerkt, das reiche Geschlecht der Binkler, der tyrolischen Fugger, habe betreffs der Heiraten den Spruch geführt: „Wo kein Geld zu gewinnen ist, da hat ein Binkler nichts zu suchen“ und macht dazu die Glosse „däucht mich nit ganz fromm.“ Aber vorteilhaft wird das wol auch schon manchem Ritter der guten Zeit gedäucht haben. Dagegen ist freilich auch der Stolz der Ritter im allgemeinen derart, daß sie sich doch für zu gut halten, um eine Kaufmannstochter heimzuführen. Im französischen Roman von den sieben Weisen heißt es:

Der Ritter verlegt gewaltig seine Geseze,
Wenn er ein bürgerliches Mädchen nimt.
Wie können die Kinder freigebig sein,
Wenn sie halbenteils Krämer sind?

Kleine Geschenke erhalten die Liebe. Schmuckgegenstände, Ringe, Broschen, Handspiegel, Handschuhe sind als solche besonders beliebt; nur sollte die Gabe nicht zu kostbar sein, damit der Geber nicht den Anschein merkte, sich die Gunst der Dame erkaufen zu wollen. Namentlich überwundene Gegner, welche durch ihre Niederlage Gefangene geworden waren, mußten sich namens des Siegers der angebeteten Dame desselben stellen und ihr Eigenmann und Höriger sein oder sich loskaufen.

Aber auch die Damen beschenkten ihre Ritter. Im dresdner historischen Museum befindet sich das Schwert Konrads von Winterstetten, ein Geschenk seiner Dame, die mit goldenen Buchstaben darauf schreiben ließ:

Konrad bihl werter Schenke
Von Winterstetten hochgemut,
Hierbei du mein gedente:
Laß ganz keinen Eisenhut.

Schleifen und Bänder, Schürzen, Kopfdecken, Ärmel von eigenen Kleidern, auch Locken sind beliebte Damengeschenke, ja sogar das seidne Hemde, welches die Herzensdame trug, schenkte sie ihrem Ritter; der nahm es mit in die Schlacht und die Dame füllte sich geschmeichelt, wenn es recht zeretzt und zerhauen war und Zeugnis ablegte von der Tapferkeit des also Beschenkten. Die schöne Obylot im Parcival Wolframs trägt dem tapferen Garvan zu Ehren den zeretzten linken Ärmel ihres Kleides, den dieser in das Schlachtgetümmel mitgenommen hatte, und freut sich „der Lappen.“

War der Minnebasall zu jedem galanten Dienst bereit, so nicht selten auch umgekehrt die Dame. Oft werden glückliche Ritter von ihren Gebieterinnen frisiert, Hauptthar und Bart gekräuselt oder in Zöpfe gewunden, wie das auch bei Männern Sitte war.

Natürlich spielt Kuß und Umarmung seine allbekante Rolle bei den Gunstbezeugungen. Zum Willkommen den Ankömmling zu küssen, war Vorschrift des guten Tons auch anderen als dem Geliebten oder Verwandten gegenüber. Merkwürdig ist dabei die stellenweis vielleicht auch bei den Deutschen nachgeahmte Mode der Franzosen, außer Mund und Wange auch die Nase, Kinn und Hals zu küssen!

Daß von den liebenden Rittern auch der Liebe letzte und höchste Gunst ersehnt und erhofft ward, wird aus dem obigen genügend ersichtlich sein. Auf die diesfallsigen Gefahren brauchen wir nicht hinzuweisen. Bei den immer mehr um sich greifenden Wirren im Reich, des Fehdewesens und der allgemeinen Sittenverwilderung litt natürlich auch das Minnewesen. In der guten Zeit war das Weib aus der Kemenate heraus an die Tafel geführt worden, in bunter Reihe saßen Männlein und Weiblein bei Schmaus und Spiel um die Tafeln, während früher höchstens die Hausfrau fremden Gästen zu Ehren dem Male beiwohnte. Als nun die Gastereien in Saufgelage sich umwandelten, flohen die Frauen wieder in ihre Gemächer zurück. Der poetische Schimmer

erlosch, der Idealismus verflog, um roher Sinnlichkeit das Feld zu räumen. Das Rittertum begann wie der edle fromme Parcival um wie Tristan zu enden.

Alles ging niederwärts, auch die Turniere. Diesbezüglich sagt schon Reinmar von Zweter:

Turniren war ehmal's ritterlich
Nun ist es rinderlich, tobend, Todesreise, „mordreich.“
Mordmesser und Mordkolben, geschliffne Kerze zu des Mannes Tod,
So ist nun das Turnier gestellt
Deshalb werden schöner Frauen Augen rot und ihre Herzen kalt,
Wenn ihren lieben werten Mann sie wissen in Todesnot.
Als man turniren pflegt auf Ritters Lehre
Mit hohem Mut, mit Anstand und um Ehre,
Da hat man um eine Decke
Ungern erwürget einen Mann:
Wer das jetzt tut und das wol kann,
Der danket sich im Feld ein Reden.

Ich fühle ebenjowenig hier, wie oben bei den Hegenprozessen den Beruf, den Schleier von den Ausgeburten sinkender Bildung, von den Sünden der mittelalterlichen ritterlichen Gesellschaft, der Männer wie der Frauen, abziehen. Sollte ich aber von den Lichtseiten ein einigermaßen anschauliches Bild gegeben, vielleicht bei dem oder jenem bloß absprechende Urteile über „das finstre barbarische Mittelalter“ wankend gemacht oder gar wärmere Teilname für mittelalterliches Leben und mittelalterliche Kunst erweckt haben, so wäre mein Zweck, der mir beim fröhlichen Niederschreiben dieses Aufsatzes vorzüglich vorschwebte, auf das schönste erreicht. Wir nehmen für heute Abschied von den freundlichen Leserinnen und Lesern mit dem Versprechen, bei passender Gelegenheit vielleicht auch einmal ein Wörtlein zu verlieren über die deutschen Frauen der Neuzeit in Leben und Dichtung. Die Nationalitätsdusel stimme ich dem Lobe unseres Walthar bei und schließe mit seinem Versprechen:

Ich will deutschen Frauen sagen
Solche Kunde, daß sie desto daß
Aller Welt sollen behagen:
Dne groß Belohnung tu ich das.
Was wollt ich zum Lohne?
Sie sind mir zu hehr
Ich bin so bescheiden, bitte um nichts mehr
Als daß sie mich grüßen schöne!

So bitt' auch ich um freundlichen Urlaub, süßen Gruß und Abschieds Minne! Ade, ich far' dahin!

Wie man sich zur Hofzeit an deutschen Höfen amüßte.

Von Sacher-Masoch.

In jenen Tagen, in denen Maria Theresia und Friedrich der Große unablässig, sei es mit den Waffen, sei es mit diplomatischen Schachzügen gegen einander kämpften, gab es zwei gleich verlockende Vorbilder für die deutschen Höfe. Je nach dem Einfluß, den Religion und politische Farbe auf dieselbe nahmen, eiferten sie entweder dem österreichischen oder preussischen Hofe nach.

Die Hoheiten von Döntheim bekanten sich zu dem evangelischen Glauben, standen aber mit ihren politischen Sympathien auf Seite der großen Kaiserin. Die Folge war, daß an dem Hofe eine doppelte Beschränktheit, Engherzigkeit und Steifheit herrschte. Einerseits machte sich eine fast puritanische Sittenstrenge und peinliche militärische Disziplin geltend, andererseits die schwerfällige starre spanische Etikette.

Unter diesen Verhältnissen war es sehr begreiflich, daß das Leben in der Residenz zu Döntheim langweilig wie eine Idylle von Götter war.

Diese Monotonie entsprach jedoch in keiner Weise dem Charakter und den Neigungen der hohen Herrschaften. Hätten dieselben ihrem Geschmack nachgegeben, so hätte sich der Hof zu Döntheim ohne Zweifel in kürzester Zeit in ein kleines Versailles verwandelt. Sie wagten es aber nicht, an den alten Traditionen zu rütteln, der Residenz und dem ganzen Lande ein Nergerniß zu geben, und so war es natürlich, daß sie Mittel und Wege suchten und fanden, sich außerhalb der engen, ängstlichen Welt, in der sie sich

bewegten, zu amüsiren und zwar sehr gut zu amüsiren. Jedes in seiner Weise.

Fürst Karl von Döntheim begab sich jedes Jar für mehrere Monate nach Wien. Damals währte die Reise volle vierzehn Tage. Wenn man also einen Monat auf dem Hin- und Herweg zubrachte, war es kein allzugroßer Erzeß, wenn man sich an dem Orte selbst ein bis zwei Monate aufhielt. Der Fürst erschien jedesmal im strengsten Inognito unter dem Namen eines Herrn von Homburg in Wien und stellte sich erst in den letzten Tagen in der Hofburg vor, um doch auch einige Hoffeste mitzumachen. Was er eigentlich in Wien trieb, darüber beobachteten die ihn begleitenden Personen ein ebenso strenges Stillschweigen, wie er selbst, und da sich kein Chronist fand, der diese fürstlichen Exkursionen durch seine Feder verewigt hätte, und auch kein Kammerdiener um die Person des Fürsten war, der, gleich jenem Napoleon I., Memoiren hinterlassen hätte, so ist die Nachwelt leider ausschließlich auf Mutmaßungen angewiesen.

Ein einziges Dokument existirt, das etwas Licht auf diesen fürstlichen Zeitvertreib wirft und zwar ein sehr eigentümliches Licht. In einem alten, der durch mehrere Generationen die Goldschmiedekunst treibenden Familie Steinfeld in Wien gehörigen Kontobuche findet sich ein Posten von hundertzwanzig Reichsthalern eingetragen, mit der Bemerkung: Für einen der Tänzerin Signora Tamborini gelieferten Schmuck aus Granaten und Rauten, von dem hochedeln Herrn von Homburg richtig erhalten.

Die Fürstin Rosabella von Döntheim war indes nicht weniger lebenslustig als ihr Herr Gemal, und man kann es der jungen, blühenden, reizenden, zum Vergnügen geschaffenen Frau nicht verargen, daß sie sich als Strohwitwe auch manchen Spatz erlaubte, um so weniger, als die Chronik von Döntheim zwar manchen ausgelassenen Streich von ihr erzählt, aber kein sie nur im mindesten gravirendes Konto auf die Nachwelt gekommen ist.

Kaum hatte Fürst Karl offiziell und zeremoniell Abschied genommen, kaum war das fürstlich taxische Posthorn, das den getreuen Untertanen von seiner Abreise Kunde gab, hinter dem augsburger Thor auf der Reichsstraße verklungen, nahmen die lustigen Tage von Döntheim ihren Anfang, nicht sans gêne und coram populo (vor Augen des Volkes), nur für die Fürstin und einige wenige, ihr ergebene gleichgesinnte Damen, während für den übrigen Hof, die Residenz und das Land alles beim alten blieb, nämlich steif, strenge und zum Sterben langweilig.

Die fünf Damen, welche die Ehre und das Vergnügen hatten, die Vertrauten der Fürstin Rosabella zu sein, waren die majestätische blonde Gräfin Borken, die schlanke Freisrau von Weinbergen mit den italienischen Glutaugen, die sanfte Madonna Comtesse Steinberg, hinter deren schwärmerischen, blauen Sternen ein arger Schalk lauerte und die anmutigen und geistreichen Fräulein von Horn und von Webelin.

Seiner Ehrwürden, der weltweiser und gottgelehrte Doktor Melanius wurde nicht müde, in seiner Döntheimer Chronika alle die ausgelassenen Streiche der Fürstin und ihrer Hofdamen zu registriren. Von Jar zu Jar wurden die letzteren übermütiger und ungenirter, und so ist es erklärlich, daß es während des letzten Wiener Aufenthalts des Fürsten im döntheimer Schlosse am tollsten zugeht.

Nicht lange nach der Abreise Seiner Hoheit meldete ein Grenadier, der von Mitternacht bis ein Uhr Morgens in dem großen Korridor des Schlosses Wache gestanden war, daß er die weiße Frau dreimal vorüberstreifen gesehen hatte. Am nächsten Morgen berichtete ein anderer Grenadier, der zur selben Stunde denselben Posten innegehabt hatte, daß ihm statt einer, nicht weniger als sechs weiße Frauen erschienen seien. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der armen, abergläubischen Soldaten, und es geschah nun Nacht für Nacht, daß die Wache im großen Korridor um Mitternacht die Flucht ergriff.

Um ein tapferes Exempel zu geben, bezog einmal der hübsche, ritterliche Hauptmann von Berghoff selbst die Wache im Korridor. Er verließ zwar seinen Posten nicht, gestand aber am folgenden Tage im Kreise seiner Kamraden, daß ihn der Teufel in Gestalt eines schönen, einer griechischen Göttin gleich gekleideten Weibes, gar anmutig versucht habe.

Bei einem festlichen Mittagssmal geschah es, daß der feiste Hofprediger Sovinokols plötzlich, wie von der Tarantel gestochen, in die Höhe sprang. Die schönen Teufelinnen, Gräfin Borken und Baronin Weinbergen, hatten ihm ein Duzend Stecknadeln in den weichgepolsterten Sitz seines Stules prattiziert, und statt ihn zu bemitleiden, brachen die Fürstin und ihre Damen noch in ein ausgelassenes Gelächter aus.

Dieses, allen Gejezen der Hofetiquette, sowie dem, einem Kämpfer der Kirche schuldigen Respekt hohnsprechende Gelächter hatte zur Folge, daß der alte Hofmarschall von Schnibbchen seine Entlassung gab und der Hofprediger Sovinokols drei Jare später, zur Ostermesse, bei Martin Weigel in Leipzig eine ebenso gelehrte, als gründliche Abhandlung „Ueber den leichten Sinn, sowie andere gefährliche Ingenia und arge geistige Fakultäten des Weibsvolkes“ erscheinen ließ.

In Abwesenheit des Fürsten regierte die Fürstin in Gemeinschaft mit den Ministern das ruhige Ländchen. Obwol von eigentlichen Regierungsforgen garnicht die Rede sein konnte, zeigte sich die Fürstin doch unermüdet und erfinderisch, die wenigen trodenen und emnuhanten Geschäfte, mit denen sie sich beschäftigen mußte, durch allerhand Possen zu beleben und aufzupuzen.

Anfangs begnügte sie sich, in das pedantische Conseil irgend ein harmloses Intermezzo einzustreuen. Entweder es geschah, daß plötzlich eine Maus auf den grünen Tisch sprang und die ernstesten Staatsmänner nolens volens gezwungen waren, auf dieselbe Jagd zu machen, oder die weißen Jabots und Manchetten der weißen Lenker der döntheim'schen Staatsgeschichte wurden von einer unsichtbaren Hand mit Dinte bespritzt, oder Minister Bartenhelm, der mit der großen Papiersehere zu spielen liebte, verbrante sich in demselben Augenblick, wo er dieselbe berührte, auf ganz unbegreifliche Weise die Finger.

Später wurde die Fürstin kühner, und während der letzten Abwesenheit des Fürsten spielte sie den alten, ernsthaften Herren wiederholt recht übel mit.

Einmal sprang die hübsche, lebenslustige Frau mitten in der Sitzung auf und befahl den Ministern, mit ihr Blindkuh zu spielen. Alle untertänigsten Proteste blieben unberücksichtigt, die Fürstin setzte ihren Kopf auf und ihre Käte mußten gehorchen. Jeder derselben mußte sein Sacktuch hergeben und die Fürstin verband höchst eigenhändig einem jedem die Augen.

„Wem es gelingt, mich zu fangen,“ rief sie, „der bekommt einen Kuß von mir.“

Im nächsten Augenblick entfloß sie leise aus dem Sal und eilte mit ihren Damen in den Hof des Schlosses hinab, wo bereits sechs Pferde gefastet standen. Die schönen Frauen schwangen sich rasch in den Sattel und ritten nach dem nahen Jagdschloß Hubertiburg, wo sie bereits auf Befehl ihrer Hoheit von einem Musikchor und den Offizieren der Leibwache erwartet wurden.

Indes entspann sich im Beratungssale eine unbeschreiblich komische Szene.

Die alten, steifen Herren, lüftern nach den frischen Lippen der Fürstin, jagten sich gleich ausgelassenen kleinen Kindern hin und her. Stühle wurden umgeworfen, die Akten umhergestreut, das Dintenfaß stürzte zur Erde und eine kostbare, französische Vase ging in Stücke. Als der Ratssekretär Deimlich erschreckt hereinstürzte, hatte eben die Excellenz Bartenhelm die Excellenz Waßberg gefangen genommen und raubte derselben einen Kuß.

Es gab großen Standal im Schlosse, während die Damen in Hubertiburg mit den Offizieren scherzten und tanzten. Ein anderesmal verlöschte während der Beratung ein kräftiger Luftzug plötzlich sämtliche Kerzen. Egyptische Finsternis umfing die erschreckten Excellenzen, schleppende Geistergewänder rauschten, eine überirdische Musik erklang und unsichtbare Hände klatschten, etwas allzuheftig für Geisterhände, auf die Wangen der armen Minister.

Auf Befehl und nach spezieller Instruktion der Fürstin, wurde von einem sinnigen Italiener in einem schattigen Winkel des Parkes eine geräumige Felsenhöhle erbaut, die nach einer in derselben aufgestellten Statue des Bacchus den Namen Bacchusgrotte erhielt.

Zur Einweihung derselben wurde ein Gartenfest gegeben und der gesamte Adel zu demselben geladen. Man tanzte Menuette auf dem Gartenplan, spielte Federball und nahm dann ein kleines Festmal in der Grotte.

Während eine Riesentorte aufgetragen wurde, welche, den wiener Stefansdom darstellend, die sonst so steifen, wortkargen Herrschaften in Aufregung versetzte und denselben laute Ausrufe der Bewunderung entlockte, ging der Schabernack los.

Fürstin Rosabella verschwand unbemerkt durch einen geheimen Ausgang und ließ im Bunde mit dem italienischen Architekten die von demselben ganz versteckt angebrachten Wasserkinste spielen. Mit einemmale schossen kräftige, eisfalte Wasserstrahlen aus den steinernen Sizen und der Tafel empor, und als die Herrschaften sich erschreckt erhoben, stürzte von der Decke der Grotte ein ausgiebiger Platzregen auf sie herab, so daß sie im Nu bis auf die Haut durchnäßt waren.

Alles floh, sich drängend, stoßend und schreiend in das Freie, wurden aber hier noch zum Ueberflusse von ganzen Wasserschergen empfangen, die aus dem Boden hervorstrangen.

In einer schönen, mond hellen Sommernacht verließ Fürstin Rosabella mit ihren Damen heimlich das Schloß. Alle waren leicht geschürzt, trugen Männer Röcke und Männerhüte und Stöcke in den Händen. Gleich lustigen Studenten zogen sie Arm in Arm, singend durch die Straßen, warfen verschiedenen, mißliebigen Personen die Fenster ein, vertauschten den Wirten, Kaufleuten und Handwerkern die Schilder und prügelten den Nachwächter und Polizeisoldaten.

Als der Fürst zurückkehrte, entstand ein Sturm im Wasserglase. Von allen Seiten wurden Klagen laut und Minister Bartenhelm unterbreitete Seiner Hoheit persönlich mehr als hundert schriftliche Beschwerden.

Der Fürst nahm seine Gemalin selbst ins Verhör. Der ganze Hof war gespannt auf das Ergebnis, die Vertrauten der Fürstin zitterten, die Pharisäer triumphirten, die anderen zeigten eine lebhaftere Reugierde.

Alle waren auf das höchste erstaunt, als der diensttuende Kammerherr im Vertrauen erzählte, die Hoheiten hätten zuerst ziemlich laut zusammen perorirt, dann aber einem Liebespar gleich geflüstert und schließlich laut gelacht. Die Damen atmeten wieder auf.

An demselben Abend noch kam, mit Anbruch der Dunkelheit, die schöne Gräfin Borken zu dem Minister Bartenhelm. Sie kam vermummt wie ein Bote der Behme und Erzellenz verließ mit ihr gleichfalls vermummt das Haus. Eine Viertelstunde später führte die Gräfin den Minister in das sogenannte türkische Zimmer des Schlosses und ließ ihn hier allein. Gleich nach ihr kam ein als Eunuch des Serrails gekleideter Diener herein, nahm ihm Hut, Mantel und Degen ab und sperrte, als er das Zimmer verließ, die Außentüre hinter sich ab.

Wenige Augenblicke später trat durch einen Vorhang, der den Eingang zu dem Nebenzimmer verhüllte, die Fürstin Rosabella als Sultaniin gekleidet herein. Sie trug rote Pantoffel, hellblaue Pantalons, ein kurzes Ueberkleid von gelbem Damast, das ihre zarte, knospende Brust sehen ließ, darüber einen langen Kasian von hellblauer Seide, ringsum mit goldenen Franzen garnirt, vorne herab und an den Ärmeln mit blendendem Hermelin verbrämt, auf dem Kopf den damals üblichen, kleinen, spizen Turban von roter Seide, von dem ein kleiner, weißer Schleier, Perlen und Goldmünzen herabfielen. Brust und Arme funkelten von dem kostbarsten Schmuck.

Bartenhelm war vollkommen geblendet. Die reizende Sultaniin ließ sich, hold lächelnd, auf den seidnen Polstern eines niederen Divans nieder und winkte ihn zu sich.

„Der Fürst war sehr böse,“ begann sie, „wir haben uns gezanft, ernstlich gezanft. Seine Hoheit ließ anspannen und trat auf der Stelle wieder eine Reise an, diesmal nach Holland. Während der Abwesenheit des Fürsten werde ich die Regierung führen. Sie begreifen aber, Bartenhelm, daß es nicht angenehm ist, nachdem man fast vier Monate Stroh Wittwe war, wieder ein par Monate ohne Gemal zu sein. Ich habe deshalb beschlossen, dem Beispiel der russischen Czarin zu folgen und mir mit Günstlingen die Zeit zu vertreiben. Um indes soviel als möglich den Skandal zu verhüten, nehme ich mir nicht einen jungen Offizier, sondern — Sie, lieber Bartenhelm zu meinem Adorateur*.“

„Um Gotteswillen,“ stammelte die Erzellenz, „wollen Hoheit doch bedenken —“

„Alles bedacht, lieber Bartenhelm,“ für die Fürstin mit einem zärtlichen Blick auf ihn fort, „werde jetzt kein christliches, sondern ein echt türkisches Leben führen, und da ich für Sie längst ein

*) Anbeter.

Faible*) habe, so sind Sie eben meiner Gnade teilhaftig geworden.“

Auf ihren Wink nahm der Minister an ihrer Seite Platz und es gelang dem reizenden Weibe, in kürzester Zeit aus dem grämlichen Pedanten den verliebtesten Schäfer zu machen. Alle Prinzipien einer strupulösen Moral waren vergessen und Bartenhelm bettete vor der Fürstin auf den Knien liegend um einen einzigen Kuß.

„Nicht einen, tausend Küsse sollen Sie haben,“ rief Fürstin Rosabella; „aber vorher müssen Sie mir beweisen, daß Sie mich wirklich adoriren**.“

„Ich bin zu allem bereit!“

„Bon. Sie werden also mein Pferd machen. Lassen Sie sich auf alle Viere nieder.“ Ehe Bartenhelm, der auf der Stelle gehorchte, noch recht wußte, um was es sich handle, hatte die Fürstin sich auf seinen Rücken niedergelassen und ihm ihr Strumpfband als Zügel in den Mund gegeben.

„Allons,“ befahl sie, „hott, hott.“

In diesem Augenblicke ertönte ein lautes Gelächter und der Fürst stand vor dem vollkommen vernichteten Minister.

„Wie ich sehe, amüßren Sie sich vortrefflich mit meiner Frau, lieber Bartenhelm.“

„Auf Befehl — Ihrer Hoheit — Hochdero Gemalin — ist — so — so — lustig.“

Mit einem mutwilligen Lachen zwang die schöne Sultaniin ihr Reitpferd, sie durch das Zimmer zu tragen.

Der Fürst stand dabei und lachte, daß ihm die hellen Tränen herabließen.

Erzellenz von Bartenhelm trat am nächsten Tage eine Baderreise nach Karlsbad an. Bei seiner Rückkehr fand der entlarvte Jesuit die Verhältnisse am Hofe vollkommen verändert. Die strenge Disziplin, die steife Etikette und die heuchlerische Moral waren mit einemmale verbant, und es herrschte jener ungezwungene, heitere Ton, den die Franzosen besser verstehen, als irgend ein anderes Volk.

Der Fürst reiste nie mehr nach Wien und die Fürstin setzte keine tolln Studentenfreiche mehr in Szene, dafür begannen jetzt am Hof selbst die lustigen Tage von Döthheim.

*) Eine Schwäche.

***) Anbeten.

Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft.

Von Dr. A. Israel.

(4. Fortsetzung.)

15. Kapitel. Wesen der Moral.

Gegenstand der Moral ist das menschliche Wollen. „Die große Reihe von Untersuchungen, welche die Menschen anstellen, läßt sich in zwei Hauptgruppen bringen. Entweder fragt man nach dem tatsächlich Gegebenen (was in der sinnlichen oder geistigen Welt ist oder gewesen ist und was darum one unser Zutun sein wird und sein und geschehen muß) und diese Gruppe wollen wir theoretische Untersuchungen nennen; oder man fragt nach dem Werte dieses Seins und Geschehens und nach dem menschlichen Handeln, das auf Grund dieses empfundenen Wertes eine andere Welt zu der tatsächlich vorhandenen hinzufügen soll.“ (Hollenberg, Ethik § 1.) Letzteres ist das praktische Denken. — Dieses letztere selbst aber kann entweder ein solches sein, das sich mit den Mitteln zu einem bereits feststehenden letzten Ziel des Wollens beschäftigt, oder welches über das zu wählende letzte Ziel des Wollens selbst nachsint.

Das letzte Ziel des Wollens ist immer die Lust, oder, weil dieses Wort einen epikuräischen Klang hat, das Behagen, das psychische Wohlbefinden*). Das Wollen ist stets geschäftig, dem Gefühl Lust zu bereiten und Unlust von ihm abzuwehren**). —

*) Auch bezeichnet Lust mehr ein angenehmes Wetterleuchten des Gefühls, Wohlbefinden mehr den ruhig zufriedenen Gefühlszustand.

***) „Zuweilen aber strebt der Mensch nach Unlust, um einer größeren Unlust aus dem Wege zu gehen oder um sich eine Lust zu bereiten. Er verzichtet auf eine Lust, um eine Unlust dadurch zu vermeiden, oder einer größeren Lust teilhaftig zu werden.“ (Völker, Ist der menschliche Wille frei? Stuttgart, 1880. Siehe auch das Weitere daselbst.)

Dennoch sind die Ziele des Wollens nicht nur nach der individuellen und temporären psychischen Disposition, sondern auch nach dem Grade der Intelligenz verschieden. Die simple Intelligenz des Kindes und des Tieres, der Instinkt, ist auf das Wohlbefinden des Augenblicks gerichtet. Die entwickelte des Erwachsenen, der Verstand, richtet sich auf das Wohlbefinden des Gesamtlebens, auf das Glück. Die höhere Intelligenz aber, oder die Vernunft, richtet ihr Streben nach den der menschlichen Natur adäquaten Arten von Lust; ihr Ziel ist die Glückseligkeit. Das letztere ist die Domäne der Ethik oder der Moral. Sie bewegt sich auf dem Gebiet des praktischen Denkens und bestimmt die Ziele des Wollens, welche die Glückseligkeit ausmachen. Zu dieser materialen Ethik (mit der wir uns nachher näher zu beschäftigen haben werden) kommt weiter die formale: das Bestreben, dem Geiste über das Wollen den Zügel der Herrschaft zu sichern, damit im Kampfe der Einsicht mit der Neigung um den Willen die letztere nicht obsiege. Diese formale Ethik ist eine naturgemäße Folge der materialen, weil sonst ihre Befehle illusorisch würden*). Die materiale Ethik nun — und hierin stimmen die religiösen und philosophischen Systeme aller Zeiten so ziemlich

*) Die Aufgabe, den Willen dem Geiste unterzuordnen im Kampfe der Erkenntnis mit der Neigung (des Geistes mit dem Fleische, wie die Kirchensprache sich ausdrückt) ist schon eine Konsequenz des auf das Glück gerichteten Wollens. — Man pflegt jedoch die Selbstbeherrschung im allgemeinen und in jeder Richtung zur Moral zu rechnen. Man kann auch in der Tat die formale Ethik, zunächst nur auf das Streben nach dem Ziel bezogen, welches wir als Glück bezeichnet haben, als die erste Stufe der Ethik bezeichnen.

überein — zerfällt in zwei Hauptphasen. Sie bestimmt als Ziel des Wollens einmal den Idealismus gegenüber dem Materialismus. Unter Idealismus verstehe ich das auf die edleren Arten des Behagens sich richtende Streben, welche aus dem Erkennen des Wahren, dem Fühlen des Schönen und Guten entspringt; wogegen der Materialismus vorzugsweise die Vergnügungen der Sinne erstrebt. Sodann bestimmt die Ethik als Ziel des Wollens die Humanität gegenüber dem Egoismus. Jene erstrebt nicht bloß die eigene Glückseligkeit, sondern auch die der Mitmenschen, der Familie, Mitbürger, Menschheit. Selbst das Wohlbefinden der Tiere geht ihr nahe.

Fassen wir das Vorstehende für unseren Zweck kurz zusammen, so ergibt sich, daß die Moral in der Idealität und Humanität der Gesinnung besteht; sowie in der Unterordnung des Wollens unter die Einsicht auch dann, wo Sinnlichkeit und Neigung sehr kräftig protestieren.

Das erstere, was wir die materiale Moral genant haben, ist Sache der Gesinnung. Die ideale und humane Richtung des Wollens wurzelt in der Ueberzeugung, daß diese Richtung des Wollens dem Glückseligkeitstrieb*) adäquat sei. Die formale Moral ist nicht sowol Sache der Gesinnung als der Kraft, sich selbst, d. h. seine Neigungen und Affekte überwinden zu können, dem Ovidischen „Wollen habe ich wol des Gute, aber vollbringen das Gute habe ich nicht gekont“ zu begegnen. Während daher diese durch Erziehung und Übung in der Selbstbeherrschung erworben wird, wird jene durch Erkenntnis angeeignet. Wenn daher nach Sokrates alle Tugend im Wissen (und daher lehrbar) sei, wogegen Aristoteles die Übung in der Tugend urgirt, so sind beide Philosophen im Rechte; indem jener die materiale Moral, dieser die formale im Auge hat.

Wir brauchen uns bei der formalen Ethik nicht aufzuhalten, da ihre Postulate keiner weitem Begründung bedürfen. Wir wenden uns daher zur materialen. Auch hier wird es nicht notwendig sein, die Postulate, welche der Idealismus (welcher das moralische Verhalten des Menschen gegen sich selbst) und der Humanismus (welcher das Verhalten des Menschen gegen andere betrifft) im Einzelnen aufzuführen. Wir schreiben kein Moralkompendium und die moralischen Vorschriften der einen und anderen Sphäre sind bekannt. Unsere Absicht ist es nur, die Ethik auf monistischem Fundament zu begründen und diese Aufgabe stellt sich uns nur bezüglich derjenigen Sittengesetze, welche in das Gebiet des Humanismus gehören und welche der Pentateuch mit dem Worte: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“, das Evangelium mit dem Wort Jesu: „Was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen“ (jenes bezieht sich auf die Gesinnung, dieses auf das Tun) klassisch zusammenfaßt; denn denen, welche unter das andere Gebiet fallen, ist ihr enger Zusammenhang mit dem Glückseligkeitstrieb unverkennbar aufgeprägt.

16. Kapitel. Ursprung der Moral.

Sowol auf den Gebieten des theoretischen, wie des praktischen Denkens dämmern nicht selten im Bewußtsein des Menschen Wahrheiten auf, one daß der Geist sich über das logische Gedankenspiel, oder besser: über die Kette von Vorstellungen, woraus sie hervorgegangen sind, klar oder auch nur irgendwie bewußt ist. Das Urtheil taucht im Bewußtsein auf, die Prämissen, auf denen sich dasselbe gründet, bleiben versteckt. Solcher Art sind die Ahnungen, welche zuweilen das Zukünftige dadurch erraten lassen, daß zusammenhängende Dinge und Ereignisse sich im Bewußtsein aneinanderdrängen und auf ein Vorkommnis, welches für das Ich besonderes Interesse hat, schließen lassen, one daß das volle Licht der Erkenntnis auf dieselben fällt.*) Wenig verhält es sich auf dem Gebiet der praktischen Erkenntnis, mit dem, was wir Takt zu nennen pflegen. One vorangegangene Ueberlegung und Be-

*) Nur der Glückseligkeitstrieb kann das Fundament einer rationalen Ethik bilden und jeder Versuch, diesen zu umgehen, muß mit einem Fiasko enden und erinnert an das Wort des Archimedes, von einem Punkt außerhalb der Erde wolle er die Erde leicht bewegen. So wenig der Erdbewohner sich von der Erde hinwegbegeben kann, ebensovienig kann er des Triebes nach Wohlbefinden sich entäußern. (Vgl. Näheres in der bereits zitierten Schrift von Völter S. 11 ff.)

**) Vielleicht haben wir es hier eben mit einer Gedankenoperation zu tun, welche sich nicht der Worte, sondern der eigentlichen Vorstellungen unwillkürlich bedient. Auch gewisse Träume dürfen hierher gerechnet werden.

rechnung, one über das Warum? sich klar zu sein, trifft der taktvoll Handelnde das Richtige und Schickliche. Auch in der Geschichte der Wissenschaften begegnen uns derartige Erkenntnisarten. Ein genialer Geist stellt eine Behauptung auf, one sie näher begründen zu können und eine spätere exakte Forschung konnte dieselbe bestätigen. Diese Warnungen mögen wol im Altertum den Glauben an eine höhere Eingebung, an göttliche Erleuchtung (Inspiration) veranlaßt haben. Auch die Sittengesetze (besonders die, welche wir hier vorzugsweise in's Auge fassen) wurden von den alten Völkern „in ihrer inneren Wahrheit gefühlt, aber in ihrem Hervorgang aus dem eigenen menschlichen Innern nicht begriffen.“ (Strauß, Dogmatik 1. Bd. § 7.) Die Menschheit „in ihrem dunklen Drange war sich des rechten Weges bewußt“; sie erkannte, daß humane Gesinnungen und Handlungen, Gerechtigkeit und Nächstenliebe nicht nur für die Gesellschaft, sondern ebensosehr für das Individuum erprießlich seien. Weil man aber die psychologischen Gesetze nicht finden konnte, in welchen die sittlichen Postulate entspringen, so bezeichnete man als ihren Ursprung bald eine göttliche Offenbarung an auserwählte Menschenkinder*), bald das Gewissen (womit man der Wahrheit schon näher kam, indem das Gewissen in natürlichem Sinn nichts anderes ist, als die Gefühle der Lust und Unlust, welche die moralischen und unmoralischen Handlungen und Gesinnungen begleiten). Selbst ein Denker erster Größe wie Kant konnte jenes x nicht finden und nahm zu einem „kategorischen Imperativ“ seine Zuflucht; eine Ansicht, die in jenen Rigorismus ausartete, welchen Schiller mit den bekanten Distichen ironisirt:

[Gewissens]Krupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebent.

14. Kapitel. Das Wolwollen als Fundament der Moral.

Der letzte Zweck alles menschlichen Handelns ist, wie wir bereits bemerkt haben, Lust oder Wohlbefinden, bezw. die Abwehr des Gegenteils. Wenn nun das menschliche Wollen auf die Lust und Unlust anderer Menschen wie auf die eigene Rücksicht nehmen, unter Umständen sogar das eigene Wol dem der andern hintenanzusetzen soll, so muß seinem Gefülsvermögen das Mitgefühl eingepflanzt sein, welches in der psychischen Sphäre des Wollens als Wolwollen sich äußert, und er muß ferner einsehen, daß dieses Gefühl eine wesentliche Bedingung seiner Glückseligkeit ist, daß one dasselbe eine ware Glückseligkeit nicht denkbar ist. Nur die letztere Ueberzeugung wird ihn bewegen, dieses Gefühl sich voll anzueignen, zu pflegen und zu begünstigen und die Maximen seines Wollens mit seinem Stempel zu prägen.

Das Mitgefühl, oder wälen wir lieber seinen aktiven Sprößling, das Wolwollen ist für uns die eigentliche Triebfeder der Humanität**).

*) „Auf die zwei Fragen, wie sind dergleichen Gesetze an die Menschen gekommen? und woher kommt ihnen ihre Gültigkeit? gibt die Legende überall eine und dieselbe Antwort: sie sind von Gott gegeben, und darum für die Menschen unbedingt verbindlich“ (Strauß, der alte und der neue Glaube IV. § 72). So z. B. singt der Chor im Sophokles Oed. rex (B. 850 ff.):

Ach! würd' ich theilhaft des Lofes,
Rein zu waren fromme Scheu bei jedem Wort und jeder Handlung,
Treu den Urgelesen,
Die in den Höhn wandelnd, in Aetern
Himmlischem Gebit stammen aus dem Schoße
Des Vaters Olympos, nicht
Aus sterblicher Männer Kraft
Geboren.

(Nach Danner.)

**) Wenn Schopenhauer das Mitleid zum moralischen Beweggrund macht, so hat ihn wol sein Pessimismus diesen Ausdruck wählen lassen; da er gewiß nicht bloß das Mitgefühl mit dem Leid des andern, sondern auch das mit deren Freude meint (was auch Strauß d. N. und nach G. IV, § 73, annimt). Wenn er aber von Mitleid ablesen konnte, so zeigt dies, daß auch er das Wesen der Moral nicht gründlich zu erfassen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Harpyie oder der Habichtsadler. (Illustration S. 196.)

Man sieht es dem uns mit seinem eulenartigen Gesicht anschauenden Gesellen an, daß er wenig Spaß versteht und unter Umständen sogar gefährlich sein kann. Den Lebewesen, die er gewohnheitsmäßig zu seiner Nahrung erlirt, als Affen und wehrlose Säutiere, droht so schon stets Gefahr, wenn er sich blicken läßt. Der starke Schnabel, die sehr kräftigen Füße und die riesigen Krallen sind für ihn keine zu unterschätzende Waffe. Auch sein großer Körper zeigt uns schon seine Stärke, welche die des Steinadlers bedeutend übertrifft und sogar der des Kondors nicht nachstehen soll. Die kleineren Vögelarten seiner Heimat fallen ihm daher gleichfalls zur Beute, ebenso soll er die Beutelratten jagen und dort, wo es zu finden, auch dem Hausgeflügel schädlich werden. Er bewohnt die wärmeren Teile Amerikas von Mexiko bis Südbrasilien, von Peru und Bolivien bis zu den Gestaden des Atlantischen Ozeans. Die Flügel der Harpyie sind mäßig lang, der Schwanz ist stark und schwarzgrau gefärbt und mit etlichen helleren Binden versehen. Der Rücken, die obere Brust, die Flügel und die Rumpfteile des Vogels sind gleichfalls schwarzgrau. Unterbrust und Bauch sind weiß, die Beine gelb, der Schnabel und die Krallen schwarz. Von den Indianern wird fleißig Jagd auf ihn gemacht und die Federn der erbeuteten Exemplare werden von diesen als Kopfschmuck für ihre Pferde verwandt. Der Raubvogel bewohnt nicht die kalten Felsenhöhen, sondern dichte Wälder und zwar am liebsten an den Ufern größerer Gewässer. In den Wipfeln der höchsten Bäume baut er sich sein Nest aus Reisern. Nicht genügend unterrichtet ist man bisher über die Zeit der Eier wie über die Art des Brütens und des Aufziehens der Jungen. Lebend hat man den Vogel auch selten nach Europa gebracht — nur größere zoologische Museen besitzen den Balg desselben. Das hier im Bilde vorgesehene Individuum wurde von einem Schiffskapitän am Isthmus von Panama eingefangen und dem hamburger zoologischen Garten zum Geschenk gemacht, wo es von H. Leutemann nach dem Leben gezeichnet wurde. In seiner dortigen Gefangenschaft zeigte sich dasselbe als ein stolzer und kühner Geselle, der sich durch nichts erschrecken und außer Fassung bringen ließ.

Alpenwirthshaus im Schnee. (Illustr. S. 197.)

Des Sommers, wenn der letzte Schnee unter den sengenden Strahlen der Sonne geschmolzen und nur noch die eisigen Gletscher die Klippen der gewaltig-großartigen Alpen bedecken, wenn alles in Berg und Tal prangt in freiem Grün, dann eilt wol jeder, der Reiselust und das nötige Geld besitzt, vergnügt hinaus in die Gebirgswelt, um sich zu erholen in der frischen und gesunden Natur, oder auch nur um sich zu zerstreuen. Nur verhältnismäßig wenige passionierte Bergkletterer stellen den Gletscherregionen ihren Besuch ab; ist man doch allgemein froh, daß der Winter die ebenen Gefilde verlassen hat und das Leben sich unbehindert sonnen und entfalten kann. Wenige sind es deshalb auch nur, die den großartigen Reiz einer Gebirgslandschaft im Winter kennen. Die „große Welt“ überläßt diesen Genuß vorläufig noch den Bewohnern der Gebirgsgegenden allein — es ist noch nicht „Mode“ geworden, im Winter „Erholungsreisen“ zu machen. An der Natur liegt es aber wahrlich nicht, wenn dies noch nicht geschehen; denn die Reize und Schönheiten, welche dem Auge die mit Schnee bedeckten Gebirgsmassen und Wälder, wie die in das weiße Winterkleid eingehüllte Natur überhaupt bieten, sind nicht minder wie eine Sommerlandschaft imstande, unsern Blick zu fesseln. Dies dürfte auch die prächtige Landschaft unsres Bildes mit dem Alpenwirthshaus im Vordergrunde deutlich zeigen. Da steht es nun schnee- und eisbedeckt — verlassen von der undankbaren Welt, die nur dann ihre Freundschaft gern und willig spendet, wenn der Sonnenschein des Glücks behagliche Wärme spendet; tausenden von ermüdeten Wanderern hat es Kühlung gewärt und unter seinem gasförmigen Dache Erfrischungen geboten — als ein winterliches Idyll inmitten der gigantischen Bergriesen, deren Konturen nur leicht und unsicher durch den kalten Nebel sichtbar sind. Nur die alten, einfachen Landleute, die sich in der angenehmen Jahreszeit vor den eleganten Reisenden „aus aller Herren Länder“ in die Ecken drücken mußten, sind ihm auch jetzt treu geblieben und suchen seine Gastfreundschaft, halten an mit ihrem Schlittengespann und stärken sich und ihre Tiere an den Gaben, die Küche, Keller und Boden reichlich aufbewahrt haben. Wenn aber der Lenz wieder ins Land gezogen sein wird, dann rufen sich auch wieder die menschlichen Zugvögel zu ihrem Besuch und kommen in Scharen herbei, um zu schauen und zu bewundern. Aber die wenigsten denken daran, was der eisförmige Winter an dieser Stelle schönes geboten und was er beigetragen, um die Natur in neuer Schöner erstehen zu lassen.

Literarische Umschau.

Deutsche Humoristen aus alter und neuer Zeit. In einer Auswahl und mit literarischen Einleitungen herausgegeben von Dr. Julius Kiffert. Altenburg, Verlag von C. S. R. Bunde.

Ein echt volkstümliches Unternehmen, welches wir den Lesern der „R. W.“ mit warmer Freude empfehlen! Solche Lektüre können die Zeitgenossen gebrauchen. Da ist gleich der erste Band: Franz von Sauter! Er enthält mehr wahrhaften, gesunden Humor, als unter gerühmten Feuilletonisten und Lustspielbüchler zusammengekommen besitzen — er bietet überhaupt eine bessere, anregendere Lektüre, als ganze Jahrgänge gewisser deutschen Zeitschriften. „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen.“ wieviel köstlicher, kerniger Witz ist in diesem Reisetagebuch! Außerdem bietet aber der Band noch einen Teil des „Nöckerzungs“, Gedichte (in der Art von Strangeter), eine sehr lebendig und klar gearbeitete Charakteristik Gaudy's mit biographischen Notizen und als Einleitung einen wirklich geistvoll geschriebenen Aufsatz, gleich jenem aus der Feder des Herausgebers: „Was ist Humor?“ der die Bedeutung des letzteren nach allen Seiten hin beleuchtet und den Begriff durch Gegenüberstellung zahlreicher verschiedener gearteter Humoristen klar zu machen sucht. Durch sein Unternehmen hofft Dr. Kiffert für die weitesten Kreise „eine Lektüre zu bieten, an welcher ein jeder nach des Tages Zeit und Gize Herz und Gemüt erquicken kann“. Alle Monate soll ein Heft erscheinen, — das vorliegende umfaßt bei sehr anständiger Ausstattung 184 Seiten, jedes Heft kostet nur 50 Pfennige, ein erstaunlich billiger Preis — und one eine bestimmte pedantische Reihenfolge einzuhalten will der Herausgeber das Beste bringen, was seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis in unsere Tage an humoristischer Poesie und Prosa, auch die Satire und die rein komische Literatur eingeschlossen, gedichtet worden ist. Halbwissenschaftliche Namen werden dabei wieder zu vorderordentlichen Ehren gelangen: Baggisen, Fischart, Haug, v. Hippel, Knigge, Langhein, Lichtenberg, Logau, Wessel, Rabener, Thämmel u. J. W., alles Leute, an deren tüchtigen, gesunden Werken sich unsere Boreiter manche Stunde Herz und Gemüts erlabten. Es ist ein kräftiger, frischer Zug und vor allem charaktervolle Selbstständigkeit in den geistigen Arbeiten dieser Autoren, wie sie in dem „pifanten Gepolde“ der heutigen nirgends zu finden sind. Schon darum kann die Wirkung dieser humoristischen Hausbibliothek auf die verwässerte und verweichlichte Gegenwart nur von Vorteil sein. Daß sie daneben auch „Unruh“ und Verdruß“, die im Augenblick überall anzutreffen sind, bannen helfen wird, bedarf keiner weiteren Hervorhebung. Wir legen den Lesern der „R. W.“ dringend ans Herz, sich mit diesen wertvollen Bändchen vertraut zu machen, und werden es als unsere Pflicht betrachten, sie ihnen dann und wann wieder in's Gedächtnis zu rufen.

Phylia-Kalender. Politisch-sozial-artistische Wetterprophezeiungen für das gemeine Jar 1882. Herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. Berlin, Verlag von Freund und Jodel. In einer Zeit, wie der unrigen, wo das politische Wetter so unbekannt, ist jedenfalls ein Büchlein, das uns von vornherein für jeden Tag des Jahres das wichtigste Ereignis mitteilt, ein sehr willkommenes Geschenk und zwar nicht nur in jeder geordneten Familie, sondern auch für den in der Unordnung seines Daseins dahin lebenden Junggesellen. Namentlich aber wenn es wie dieses seine modernen Orakel uns mit Humor gewürzt spendet. So — um nur einige Beispiele von den politischen Wetterprophezeiungen der Phylia von der Spree mitzuteilen — erfahren wir als wichtigstes Ereignis am 1. Januar: „Am heutigen Tage beginnt mit hoher Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck für die sozial-konserватiven Untertanen aller zivilisirten Länder des Erdballs das 1882ste Jar nach Chr. Wegen der oppositionellen Minorität bleiben besondere Bestimmungen vorbehalten.“ Und am 4. Januar „wird der kleine Belagerungsstand unter dem Volkzeipräsidenten von Madal in Berlin in Permanenz erklärt; die Stadt erhält den Namen: Provinz Madabra“. Am 28. desselben Monats macht man die interessante Entdeckung, daß „die Ursachen des Staatsdefizits der Türkei im Diebstahl, diejenigen der übrigen Staaten aber im Guckstahl zu finden sind“ und der 27. März verkündet „heute über 500 Jare wird das Fest der definitiven Vollendung der Berliner Kanalisation mit großem Pumpe begangen“. Und so schwingt der Verfasser die Weiser der Satire weiter, bis die 365 Tage glücklich zu Ende sind, über alle Fortumisse des politischen wie des öffentlichen Lebens überhaupt. Wer daher den vollen Genuß vom laufenden Jare haben will, der kaufe sich bald diesen Kalender und er ist imstante schon jetzt im Borgennuß zu schweigen.

Ratgeber für Gesundheitspflege.

Dresden. R. S. Kalte Waschungen des ganzen Körpers — falls Sie nicht etwa Blutoram sind, — tägliche Bewegung im Freien, auch des Abends zwischen Nachtessen und Schlafengehen, und Genuß leichtverdaulicher Speisen. Auch müssen Sie, eventuell durch Klystire, auf regelmäßigen, nicht harten Stuhlgang halten.

Redaktionskorrespondenz.

Dresden. H. H. Ihre Federzeichnung beweist ein nicht gewöhnliches Talent, das der Ausbildung und Schulung in hohem Grade wert erscheint. Zur Aufnahme brauchbarer leichter Skizzen nach der Natur dürften Sie schon jetzt befähigt sein. Geben Sie uns Ihre genaue Adresse an.

Schönfeld a. d. D. Schuhmachermeister B. Die Gebrüder S. sind in Amerika. Genaueres wissen wir nicht. Ihre Bestellung ist angefertigt worden.

Frankfurt a. M. Stadtbücher Emil B. Sie besitzen nicht bloß den guten Willen, sondern auch hübsche poetische Gedanken, nur die Form läßt noch manches zu wünschen übrig.

Berlin. Fräulein Anna B. Sie wünschen, es möge in der „Neuen Welt“ das Dichten gelehrt werden? Der Himmel sehe uns bei — das sollte gerade noch. Uebrigens kann man das Dichten weder lehren noch lernen: die Poesie ist eine freie Gabe der Natur, sie wird dem Menschen in den Schoß geworfen, one daß man weiß von wannen und wie sie gekommen ist. Was der vom Schicksal alles mit auf den Weg bekommen haben muß, welcher ein Recht haben soll, sich Dichter zu nennen, sagt Platen meisterlich wie immer in folgende Strophen zusammen:

Den die Natur zum Dichter schuf, den lehrt sie auch zu poren
Das Schöne mit dem Kräftigen, das Neue mit dem Wahren!
Dem lehrt sie Phantasie und Witz in üppiger Verbindung
Und einen quellreichen Strom unendlicher Empfindung.

Tonauschreibungen. Buchhändler A. S. Lassen Sie sich von den bei Karl J. Trübner in Strassburg erscheinenden „Naturwissenschaftlichen Elementarbüchern“ das Heft: „Allgemeine Einführung in die Naturwissenschaften“ von T. F. Duzler, in deutscher Ausgabe von Prof. C. S. R. Schmidt. Preis 80 Pf.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Glasgow und der schottische Sabbat. Sechster Reisebrief aus Schottland von L. Bieder. — Die deutschen Frauen im Zeitalter der Minnepoesie. Von Manfred Wittich. (Schluß.) — Wie man sich zur Joviszeit an deutschen Höfen unterhielt. Von Sacher-Masoch. — Die Religion der Vergangenheit und der Zukunft. Von Dr. A. Israel. (Fortf.) — Die Harpyie oder der Habichtsadler. (Mit Illustration.) — Alpenwirthshaus im Schnee. (Mit Illustration.) — Literarische Umschau. — Ratgeber für Gesundheitspflege. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigsstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. H. W. Dieß in Stuttgart.